

11]

Gyldeholm.

Eine Bandarbeitergeschichte von J. Stjoldborg.

Sobald der Verwalter verschwunden ist, ergreift Niels einen Besen und schiebt damit den Treibriemen vom Rade los.

Swabaffi — swabaffi — brrr — stop — st — o — p.

Die Maschine steht still.

Niels Rön lacht.

Die Arbeiter richten sich auf und lächeln. Eine kleine Pause zum Atemholen kommt immer dabei heraus.

Inzwischen hat niemand bemerkt, daß der Inspektor zum einen Tor hineinkam, als der Verwalter zum andern hinausging. Niels Rön fühlt sich plötzlich von kräftiger Faust im Nacken gepackt.

„Ich werde Dir, hol mich der Satan, den Rücken wärmen, Du Schlingel. Ich will Dich lehren, mir meine Maschinen ruinieren, die mehrere tausend Kronen kosten! Dein Verdienst ist es nicht, daß es nicht schief ging. Solch ein infamer Esel! Und einzig und allein, um eine Viertelstunde faulenz zu können! Nein, Ihr seid doch das ärgste Pack, das Gott erschaffen hat. Und daß Du nicht daran denkst, daß Deine Kameraden zu Schaden kommen können! Du gehörtest wahrhaftig ins Zuchthaus! Aber jetzt mach, daß Du fortkommst — sofort! Morgen! Du hast Deinen Abschied! Augenblicklich!“

Der Inspektor stößt ihn weg.

Niels sieht ganz unglücklich aus und murmelt irgend etwas.

„Geh mir aus den Augen, Du Zuchthäusler! Vom Hofe mit Dir! Marsch, hinaus! Hier bin ich Nummer eins!“

Bald summt und schnurrt es wieder im Gyldeholmer Gebiet und der tiefe, brummende, zitternde Laut dringt bis in die fernsten Winkel des großen Gutes.

Niels Rön aber geht gesenkten Hauptes den Fußsteig entlang — allein.

Er steht still und sieht sich um, als traue er seinen Augen nicht.

Bald geht er wieder weiter. Die Beine bewegen sich von selbst. Sein Gesicht ist wie leblos.

Trotzdem geht er vorwärts und schwenkt auch richtig da ab, wo es nach seiner Wohnung geht. Wie ein Schlafwandler überschreitet er die eigene Türschwelle und setzt sich an den Tisch wie eine Wachsfigur.

Erst als die Frau ihn anredet, geht es wie ein Auf durch seinen Körper.

„Aber mein Gott, Mensch, was ist mit Dir los?“ sagte sie. „Der Riemen sprang,“ antwortete er ruhig und ohne Zögern, als sei es ein auswendig gelernter Satz.

„Na — a!“ seufzt sie erleichtert. „Ich glaubte bei Gott schon, es sei ein Unglück geschehen.“

In der Wiege liegt ein Säugling; es ist ihr Kind. Aber der andere Kleine, der im großen Bette liegt, ist Per Holts Kind. Es ist Sophie erlaubt, solange Niels Frau doch zu Hause bleiben muß, ihr Kind hierher zu bringen während der drei Nachmittagsstunden, die sie auf dem Gute melken muß, denn Pers Aeltester zählt erst wenige Jahre und ist noch nicht imstande, auf das andere aufzupassen.

Eins der Kinder fällt und weint.

„Kannst Du Deine Beine nicht ordentlich gebrauchen, Du kleiner Hampelmann!“ sagt Niels' Frau und exerziert mit den Kindern, um sie zur Ruhe zu bringen. Schließlich setzt sie sich vor einen Haufen zerbrochener Sachen, die geflickt und gestopft werden sollen.

Der Mann sitzt währenddessen mit eigentümlich starrem Blick da und schaut zum Fenster hinaus, nach dem Maschinenhaus hin, aus dessen kleinem eisernem Schornstein dicke Rauchwolken emporwirbeln.

Die Frau hat einen durchlöcheren Strumpf auf die linke Hand gezogen. Sie beobachtet den Mann und kraut sich dabei mit der bestrumpften Hand, als sei es ein wollener Fausthandschuh.

„Mit Dir,“ sagt sie, „ist irgend etwas nicht in Ordnung, was es auch sein mag. — Und doch, scheint mir, bist Du nicht betrunken.“

Uebrigens sieht er einem Betrunkenen nicht unähnlich, wie er dasitzt und gezwungen einfältig lächelt, als sei er nicht Herr seiner Gesichtszüge.

„Kannst Du den Mund nicht aufstun? Bist Du verheert? Ich hab' in meinem ganzen Leben so was nicht gesehen!“

Niels erhebt sich und geht in den Schweinestall hinaus. Dort steht er eine ganze Weile und betrachtet das Ferkel. Aber seine Augen starren blöde und ausdruckslos. Plötzlich blüht es darin auf, als sei ihm ein Gedanke gekommen. Und er richtet sich auf, wäscht sich den Staub vom Gesicht und von den Händen und schreitet dem Schlosse zu.

Er öffnet die Pforte des weißen Gitters und verfolgt den Fußsteig, der ins Kontor des Kammerherrn führt.

Der Holzschuhe entledigt er sich vor der Tür und bleibt dann lange im Flur stehen. Er entfernt sorgfältig Schmutz und Spreu aus den Falten der Strümpfe und horcht auf das kleinste Geräusch.

Endlich drückt er die messingne Türklinke der gerillten, weißgemalten Tür nieder, die hoch und breit ist, wie ein Tor, und geht den Korridor entlang, wo zu beiden Seiten in einer langen Reihe die Bilder der verstorbenen Kammerherren, Barone und Grafen hängen; er geht mit langen, leisen Schritten, und hält die Mühe in der Hand, wie um die hohen Herrschaften um Verzeihung zu bitten.

Vorsichtig klopft er an.

Ihm ist, als habe des Kammerherrn Stimme da drinnen einen eigentümlichen Klang.

Er steht an der Tür und wagt kaum die Füße zu bewegen; ihm ist, als säße er in den weichen Teppich ein, der so dick ist, wie weiches, trodenes Moos; es kitzelt geradezu unter den Fußsohlen.

Aber schließlich stottert er doch die Witte hervor, bleiben zu dürfen.

Nein.

Er verspricht alles mögliche, wenn er nur bleiben darf. Nein.

„Es war ja nur ein Dummer-Jungenstreich — nichts als ein Dummer-Jungenstreich!“ sagt er.

„Ja, aber derlei kann ich auf meinem Gute nicht dulden. Sie sollten sich schämen!“

Niels Rön weint, weint wie ein Kind, das unartig war und verspricht, es solle nie wieder vorkommen.

Nein.

Er bettelt mit Tränen in den Augen.

Der Kammerherr antwortet nicht. Er kehrt ihm den Rücken und sitzt da, als sei er in eine Lektüre vertieft — oder als überlege er etwas.

Nachdem Niels eine Weile vergeblich auf Antwort gewartet hat, schleicht er sich fort.

Und als er die weiße Gittertür öffnet, ist ihm, als falle hinter ihm die Pforte mit eigentümlich hartem Laut ins Schloß.

Man hat ihn ausgesperrt.

Nun ist die Sache abgemacht.

Morgen — wohin soll er sich nun wenden, wohin in aller Welt soll er ziehen mit Weib und Kindern?

Seine Gesichtsmuskeln zuden.

Ja, wohin?

Er bleibt stehen und seufzt. Er betrachtet die kleinen, grauen Häuser, den ausgetretenen Fußsteig und das mächtige Gyldeholm.

In der ganzen Welt kennt er fast nur dies.

Und nun hat man ihn ausgesperrt.

Wo soll er hin, wenn er nicht mehr im Schatten der großen Gebäude dieses alten Gutes schlafen und wirken darf? Niels Rön kann sich das absolut nicht vorstellen . . .

Niels Rön geht heim und gesteht die ganze traurige Wahrheit.

Im ersten Augenblick wird die Frau so blaß, wie sie weiß sein kann. Doch dann preßt sie energisch die Lippen zusammen.

Sie sagt keine Silbe, sondern geht direkt hinauf auf das Schloß.

Sie schreitet aus wie ein durch Arbeit hart und steif gewordener Mann und nickt bei jedem Schritt, wie ein ange-

spannter Gant. Ueber ihrer ganzen Person liegt eine gewisse entschlossene Kraft, die gewöhnlich nicht vergebens geht.

Sie schreiet durch den Schlosspark und den langen Korridor entlang, als sähe sie von alledem nichts.

Dem Kammerherrn gegenüber räumt sie willig alles ein, gibt alles zu, was er ihr vorwirft — nur wiederholt sie immer wieder, daß sie nirgends hinziehen können mit den vielen Kindern, von denen das kleinste nur gerade acht Tage alt ist.

Das ist ihre einzige Antwort auf alles, was der Kammerherr ihr vorhält.

Endlich sagte der Kammerherr: „Sie haben auch stets so viele Kinder, die Häusler da drüben!“

„Ja, entschuldigen Sie, Herr Kammerherr, aber das ist ja sozusagen auch das einzige Vergnügen, das wir armen Leute haben!“

Der Kammerherr wendet sich ab, um ein Lächeln zu verbergen.

Schließlich bekommt die Frau doch ihren Willen, und sie eilt schleunigst davon, um Niels daheim die frohe Botschaft zu überbringen.

Bei ihrer Heimkehr findet sie Niels mit Per Holts Säugling auf dem Arme, den er vergeblich zu beruhigen sucht.

Die Frau reißt die Kleidertaille auf und legt die Kleine an die Brust. „Ist sie durstig, das kleine Ding — so — so, so!“

Nachdem sie zur Ruhe gekommen sind, erzählt sie dem Mann, der mit großen Augen dasteht und wartet den günstigen Ausgang.

„So, Du kleines Ding, nun gibts nichts mehr . . . nein, Du kriegst nichts mehr, andere wollen auch noch leben.“

(Fortf. folgt.)

Die Hand der Welt.

Von Helen Keller.

Das Simbild, Merkmal, Instrument
Von jeder Seele Drang und Streit,
Von Gut, die sammelt und verzehrt
Ihr ganzes Lieben, ganzes Sein.

O schwache, starke Menschenhand!
O zartes, Kühnes Menschenherz!
Die weite Welt birgt nichts, erdacht
Mit solcher hoch erhob'nen Kunst!

Helen Fiske Jackson.

Während ich diese Zeilen schreibe, sitze ich in einem hübschen Hause, in einem sonnigen Zimmer, mit großen Fenstern voll Pflanzen und Blumen. Hier sitze ich, warm gekleidet, geschützt gegen Entbehrungen, in dem sicheren Bewußtsein, daß mir die Welt geben wird, was zu meinem Wohlbefinden gehört. In dieser behaglichen Umgebung fühle ich mich durch eine Hand berührt, unsichtbar aber mächtig, all' erhaltend — die Hand, die meine Kleider wäscht, die das Dach über meinem Haupte spannte, die Blätter druckte, die ich lese.

Was ist das für eine Hand, die mich so wohl behütet? Vergebens rüttelt der Sturm an meinem Hause und jagt die schneidende Kälte gegen meine Fenster: diese Hand hält mich warm. Was ist es, auf das ich mich bei jedem Schritt, den ich im Dunkeln tue, stützen kann und das mich nicht im Stiche läßt? Ich preise und bewundere diese wohlthätige Hand, die für meine Freunde und zu meinem Behagen waltet, und um das tägliche Brot für alle arbeitet. Dankbaren Herzens erkenne ich an, was ich ihren Fähigkeiten und ihrer Güte schulde. Ich siehe zu den Herzen, daß einige unter ihnen meine Worte von der Hand der Welt sich einprägen und an den Freistaat der Zukunft glauben möchten, in welchem die Fesseln von den Handgelenken des Arbeiters geschlagen werden und der Rhythmus des Schaffens stark ist vor Freude.

All' unser irdisches Glück beruht auf der lebendigen Hand der Welt. Die menschliche Gesellschaft ist auf sie gegründet, ihr Puls schlägt in unseren Einrichtungen. Jede Industrie, jeder technische Vorgang wird durch eine Hand ermöglicht oder durch eine Ueberhand — durch eine Maschine, deren kräftigen Arm und geschickte Finger die Menschenhand erfindet und lenkt. Die Hand führt aus, was sie mit Geschick entworfen, und vervielfältigt sich zu wunderbaren Werkzeugen, mit denen sie spinnt, webt, pflügt, erntet, den Lehm in Mauern verwandelt und unser Haus mit den Bäumen des Waldes deckt. Sie zwingt stählerne Riesen, ungläubliche Lasten zu heben und beaufsichtigt den Dienst flinker Lakaien, die weder stöhnen, noch je ermüden. Der Gedankenaustausch zwischen Geist und Geist, zwischen Schriftsteller und Leser hat durch die Macht der Hand eine staunenswerthe Ausdehnung erhalten, durch sein erfundene Vermehrung der viel bewegten Finger. Ich habe eine jener großen Druckerpressen abgetastet, bei denen ein Papierstrom über die Typen fliehet, abgeschnitten, gesalzt und rasch und pünktlich aufgebogen wird. Zwischen meinen Gedanken und den Wörtern, die den Inhalt dieser Seite bilden, haben tausend Hände vermittelnd

eingegriffen; Hundert stählerne Schäfte haben sich bewegt, hin und her, hin und her, in lebhaftem Rhythmus.

Die Hand der Welt! Denke daran, wie sie den Lauf der Gewässer nach ihrem Willen lenkt, daß sie Kanäle zwischen den Meeren bildet, und wie sie diese Meere durch den in steinernen Armen verkörperten Gedanken verbindet. Was ist das Telegraphenkabel anderes, als die stinke Menschenhand, gestreckt von einem Volk zum andern, bald drohend und bald brüderlich gebückt? Sind unsere Schiffe und Eisenbahnen nicht des Menschen Fuß, schnell und stark gemacht durch seine Hände? Die Hand fängt den Wind, die Sonne und den Mlig und stellt sie in den Dienst des Handels. Unter ihren unwiderrstehlichen Schlägen zerfallen die Berge in Staub, riesige Kräne, deren Tragkraft durch stählerne Finger unendlich erhöht ist, errichten Fabriken und Paläste, legen Stein auf Stein für unsere nationalen Vandalenmäler und lassen die Türme der Kathedralen emporsteigen.

Die Hand der Welt trägt sichtbar die Aufzeichnungen der Biologie, der Geschichte, vom ganzen Dasein des Menschen zurück bis zu den Tagen des „ersten Daumens, der auf den Erdboden des Denkens kam“. Jede Hand trägt von Geburt an ein Mal. Mit Hilfe der Linien des Daumens kann jeder von uns von der Kindheit bis ins Alter identifiziert werden. In derselben Weise erkennen wir auch an den Linien der Hand der Welt unfehlbar ihre Persönlichkeit. In Glück und Unglück, in Zeiten des Rückgangs und des Fortschritts, bleibt die Hand immer dieselbe. Auch heute, wo das fortwährende Hin- und Herschießen der Werkschiffen der Welt so geräuschvoll und verwirrt ist, wo die Arbeit des einzelnen in der Menge der Produktion aufgeht, vermögen wir immer noch die alte Menschenhand, das Merkmal der Masse, zu unterscheiden, etwas undeutlich, wegen der Schnelligkeit ihrer Bewegungen, aber immer Meisterin und Lenkerin dieses ganzen schwirrenden Webstuhls.

Betrachte die Hand genau, und du wirst in ihr das Ebenbild des Menschen, die Geschichte der menschlichen Entwicklung, den Maßstab für die Größe und für die Schwächen des Menschen finden. Ihr Mut, ihre Standhaftigkeit, ihre Ausdauer machen das ganze Glück der Menschheit aus. Auf der Zuverlässigkeit starker, arbeits harter Hände beruht alles und jedes Leben. Jeden Tag bestreiten Tausende den Eisenbahnzug und vertrauen ihr Leben der Hand, die das Ventil der Lokomotive zieht. Eine derartige Verantwortung gibt zu denken! Aber ein tieferer Gedanke liegt darin, daß die Bestimmung des Menschen, wie sein Alltagsleben, von zahlreichen, unsichtbaren Händen abhängig ist, die sich nie mit dramatischer Geste erheben, um die Welt an ihr Vorhandensein zu erinnern. In „Sartor Resartus“ spricht Carlyle aus, was wir der mißachteten Hand des Arbeiters schulden: „Ehrwürdig ist mir die harte Hand; verkrümmt und rauh, trägt sie doch in sich zielbenutzte, ihrer königlichen Würde niemals entratende Kraft, sie schwingt das Zepter dieser Welt. — Viel geprüfter Bruder! Um unersetzlichen wurde dein Rücken so gekrümmt, um unersetzlichen deine geraden Glieder, deine Finger so mißgestaltet. Auf dich fiel das Loos, für uns zu Felde zu ziehen, und weil du unsere Schlächten schlägst, wardst du zum Krüppel. Auch in dir schlummert eine Form, aus Gott geboren, nur daß sie nicht zur Entfaltung kommen konnte; mit Staubkrusten bedeckt, von Schweiß entstellte, so muhstest du bei deiner Arbeit ausharren; dein Körper wie deine Seele hat nie erfahren, was Freiheit ist.“

Aber wozu diese Mißgestaltung und Entstellung? Wozu diese Knechtschaft, die die Seele schmerzt. Als Werkzeug dienen uns Millionen unermülich schaffender Hände, die weder Herz noch Nerven haben. Warum nehmen sie die Last nicht von diesem gekrümmten Rücken? Wie ist es möglich, daß der Mensch das Opfer seiner eigenen Maschine wird, gefesselt an seiner eigenen Hände Werk, wie der Verbrecher an die Gefängnismauer gekettet ist, die er selbst gebaut hat? Die Zahl der Werkzeuge wächst und sie verkörpern in immer höherem Grade die menschliche Intelligenz. Sie leisten nicht nur grobe Arbeit, sondern ahmen auch viele der schwierigsten Handarbeiten genauestens nach. Noch ist diese gottgeschaffene Gestalt so gebeugt! Noch ist unzähligen Geistern die Freiheit entzogen. Noch ist der Kämpfer unserer Schlächten verstümmelt und betrogen.

Früher war ich glücklich, wenn ich von einer neuen Erfindung zum Wohle der Menschheit hörte. Durch die Religion und das angenehme häusliche Leben beeinflusst und durch gute Mächter belehrt, mußte ich glauben, daß an den legendreichen Folgen einer genialen Erfindung alle Menschen gleichmäßig teilnehmen würden. Als ich hörte, daß die Lokomotiven ihre Größe und ihre Schnelligkeit verdoppelt hätten, dachte ich: „Die Frucht der Weizenfelder wird nun für die armen Leute in den großen Städten billiger werden“ und war sehr froh. Aber das Wehl kostet heute mehr als zu der Zeit, da ich von diesen neuen großen Maschinen las. Warum sind die verbesserten Mahlmethode und Transportmittel nicht inslande, die Kost des armen Mannes zu verbessern? Ich nahm an, daß in unserer Kulturwelt jeder Fortschritt allen Menschen zugute käme? Ich bildete mir ein, jedes ernste Bemühen brächte auch sichern Lohn. Ich habe mein ganzes Leben lang nur die Verührung von Händen gefühlt, die den Schwachen stützen und ihm in verständnisvoller Hingebung Auge und Ohr erleyen. Ich glaubte, die Menschen schafften sich ihre Lebensbedingungen selbst und war der Ansicht, daß diese Bedingungen, wenn sie auch nicht immer die besten wären, immerhin erträglich sein müßten, gerade wie mein Gebrechen zu ertragen war. Als aber die Jahre verstrichen und ich mit größerem

Verständnis las, wurde mit Klarheit und Wohlgefallen den Armen nicht immer ihren eigenen Fehlern zuschreiben ist und daß es einer großen Anzahl von Menschen, aus unbekannt Gründen, nicht vergönnt ist, an dem vielerörterten Fortschritt der Welt teilzunehmen. Ich werde nie das Gefühl des schmerzlichen Staunens vergessen, das mich überkam, als ich einmal eine Statistik über Blindheit durchlas, über ihre Ursachen und über ihren Zusammenhang mit anderen Schicksalschlägen, von denen Tausende meiner Mitmenschen getroffen werden. Ich erlahmte daraus, daß Arbeiter durch die Maschinenhände, mit denen sie arbeiten, oft tödlich getroffen werden, und es wurde mir klar, daß die arbeitssparende Maschine das Leben des Arbeiters nicht spart. Sie erspart Ausgaben und bringt Gewinn für den Eigentümer der Maschine. Der Arbeiter hat an der gesteigerten Produktion, welche die Folge verbesserter Methoden ist, keinen Anteil und, was noch schlimmer ist, die Hand der Welt wird durch ihre eigene Geschicklichkeit verkehrt, wie jener Adler durch den Pfeil getötet wurde, der mit seinen Federn beflügelt war. Die allgewaltige Maschine verdrängt eben die Hand, die sie gebaut hat. Auf die Leistungsfähigkeit der Maschine wird offenbar mehr Wert gelegt als auf die Menschenhand, denn die Maschine wird oft ohne die nötigen Schutzvorrichtungen gelassen und vernichtet so gerade das Leben, dem sie dienen sollte.

(Schluß folgt.)

Wahrheit und Dichtung.

Von Hermann Wagner.

Die ewige Liebe.

Der Roman:

... Leo fiel vor Adelheid nieder, erfaßte ihre Hand und stieß gepreßten Tones die Worte hervor:

„Sag, Geliebte — wirst du mir auch treu sein?“

Adelheid senkte erötend den Blick.

„Ja,“ flüsterte sie.

„Auch dann, wenn es noch Jahre dauern sollte, bis ich imstande bin, dich zu freien?“

„Auch dann,“ sagte Adelheid festen Tones.

Da sprang Leo auf, zog Adelheid an sich und rief, während seine Augen kühn bligten:

„Wohlan denn, Geliebte! So will ich getrost hinausziehen ins Leben, um mir eine Stellung zu erringen! Ich will nicht ruhen und nicht rasten, es sei denn, daß ich mindestens Betriebsinspektor bin! Dann will ich wiederkommen und bei deinen Eltern um deine Hand anhalten! Lebe wohl! Deine Liebe und deine Treue begleiten mich auf allen meinen Wegen!“

Die Wirklichkeit:

„Sehr geehrter Herr! — Ich muß Ihnen zu meinem lebhaften Bedauern die Mitteilung machen, daß ich das Verhältnis zwischen uns als gelöst betrachte. Ich will zwar nicht leugnen, daß ich einstweilen etwas für Sie geführt habe, das war indessen damals, als ich annahm, daß Ihre Beförderung zum Betriebsinspektor so gut wie sicher sei. Diese Annahme hat sich leider als ein Irrtum herausgestellt. Sie werden es verstehen, daß ich unter diesen Umständen keine Lust habe, länger zu warten, und daß ich es vorziehe, die Gattin des Herrn Fritz Reimhütel zu werden, der soeben zum Oberzollreferenten ernannt worden ist. Seien Sie mir deshalb nicht böse, trösten Sie sich vielmehr mit dem schönen Spruch: „Es war so schön gewesen, es hat nicht sollen sein!“ — Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe, zu verbleiben... Ihre sehr ergebene... Adelheid.“

Der treue Freund.

Der Roman:

Isidor sah seinem Freund Emil forschend in die Augen, erfaßte seine Hand und fragte:

„Gesteh mir, Emil — dich bedrückt etwas!“

Emil verfarbte sich, zögerte eine Weile, kämpfte sichtlich einen schweren inneren Kampf, richtete aber dann entschlossen die Blicke auf Isidor und gestand:

„Du hast recht! Morgen sind zwei Wechsel von mir fällig! Wenn ich sie nicht einlösen kann, bin ich übermorgen ein ruiniertes Mann.“

Isidor legte beide Hände auf Emils Schultern.

„Wieviel ist es?“ fragte er.

„40 000 Mark,“ kam es tonlos von Emils blassen Lippen.

Isidor zog sein Scherbuch aus der Tasche, tauchte die Feder ein und füllte, ohne ein Wort zu äußern, einen Scheck aus.

Mit einer schönen Gebärde überreichte er ihn Emil.

„Hier,“ sagte er schlicht.

Emil trat an zwei große Tränen in die Augen. Er umarmte, keines Wortes mächtig, den treuen Freund.

Dann aber rief er mit erstarrter Stimme aus:

„Das werde ich dir niemals vergessen!“

Die Wirklichkeit:

„Lieber Emil! — In umgehender Beantwortung meines ge-

schäftlichen Bestreben muß ich dir leider mitteilen, daß ich dir nicht dienen kann, da ich erstens selbst sehr knapp bei Kasse bin, und da ich zweitens ohne Sicherheit prinzipiell kein Geld verleihe. In der Hoffnung, daß es dir anderweitig gelingen wird, die nötige Summe zu beschaffen, und ich stets gern zu deinen Diensten, verbleibe ich... dein treuer Freund Isidor“

Die Helden.

Der Roman:

Ernst Votho von Wimpflingen sprang erregt auf und schlug dröhnend mit der geballten Faust auf den Tisch und schleuderte Karl Wulff von Schrimpslingen die Worte ins Gesicht:

„Sie sind ein Schurke!“

Karl Wulff von Schrimpslingen erblaßte, fuhr in die Höhe und wollte sich auf Votho von Wimpflingen stürzen, um ihn mit der Faust ins Gesicht zu schlagen.

Die Freunde hielten ihn indessen gewaltsam zurück.

„Das sollst du mir büßen, Dube!“ leuchtete er, in einen Sessel niedersinkend. — — —

Es vergingen drei Tage.

Am Morgen des vierten Tages trachten in der Richtung eines nahen Wäldchens zwei Schiffe.

Die eine Kugel drang Ernst Votho von Wimpflingen in die Brust und verletzte ihn tödlich, die andere Kugel streckte Karl Wulff von Schrimpslingen tot zu Boden.

Eine Braut und eine Witwe trauerten an je einem frischen, mit Blumen geschmückten Grabe.

Die Wirklichkeit:

Königliches Amtsgericht zu Tuttlingen.

Der Lebensversicherungsagent Karl Wulff von Schrimpslingen, vertreten durch den Rechtsanwalt Dr. Samuel Goldstein, verklagt den Weinreisenden Ernst Votho von Wimpflingen wegen Ehrenbeleidigung, begangen durch die auf ihn gemünzten Worte des Beklagten: „Sie sind ein Schurke!“

Der Weinreisende Ernst Votho von Wimpflingen, vertreten durch den Rechtsanwalt Moritz Löwy, verklagt den Lebensversicherungsagenten Karl Wulff von Schrimpslingen wegen Ehrenbeleidigung, begangen durch die auf ihn gemünzten Worte des Beklagten: „Das sollst du mir büßen, Dube!“

Der Effekt:

Der Weinreisende Ernst Votho von Wimpflingen bedauert, seinen Gegner beleidigt zu haben, bittet ihn um Entschuldigung und trägt die Kosten des Verfahrens.

Der Lebensversicherungsagent Karl Wulff von Schrimpslingen bedauert gleichfalls, seinen Gegner beleidigt zu haben, bittet ihn ebenso um Entschuldigung und trägt auch seinerseits die Kosten des Verfahrens.

Beide Gegner scheiden versöhnt.

Die Rechtsanwälte reiben sich die Hände.

Der berühmte Dichter.

Der Roman:

... als der Vorhang gefallen war, erhob sich, gleich einem Orkan, ein tosender Beifall. Der erste Held und die jugendliche Liebhaberin packten Fürchtegott Ephraim Weisel, den Dichter, bei den Händen und zerrten den sich Sträubenden auf die Bühne hinaus. Fürchtegott Ephraim Weisel mußte sich immer wieder verbeugen, denn der Beifall wollte nicht enden. Vor Aufregung halb tot, sank Fürchtegott Ephraim Weisel endlich hinter den Kulissen auf einen Stuhl.

In diesem Augenblick aber stürzte der Theaterdirektor auf ihn, umarmte ihn und sagte:

„Ich gratuliere Ihnen, junger Meister! Von dieser Stunde an sind Sie ein berühmter Mann! Nehmen Sie einstweilen diese fünf-tausend Mark als Vorschuß. Ich stehe, sofern Sie mehr wünschen, natürlich jederzeit mit Vergnügen zu Ihrer Verfügung!“ — —

Als Fürchtegott Ephraim Weisel, von zahlreichen Gratulanten umringt, das Theater verließ, trat ihm auf der Straße plötzlich eine elegante dicht verschleierte Darze in den Weg.

Fürchtegott Ephraim Weisel stutzte und blieb stehen. Er erkannte seine ehemalige Braut.

„Viola, Du?!“ fragte er.

„Ja — ich, Fürchtegott,“ sagte Viola mit von Tränen erstickter Stimme. „Kannst Du mir verzeihen? Kannst Du es vergessen, daß ich so kleinmütig war, nicht an Dich zu glauben? Erbarme Dich meiner! Und laß alles wieder so werden, wie es ehemals war!“

Alein Fürchtegott Ephraim Weisel schüttelte abweisend den Kopf. Ein seltsames Lächeln spielte um seine Lippen.

„Nein!“ kam es schneidend aus seinem Munde.

Die Wirklichkeit:

Herrn Straßenbahnkontrollleur Fürchtegott Ephraim Weisel in Böhmisch-Leipa. — Sehr geehrter Herr! — Die uns freundlichst eingereichte fünfsaktige Komödie „Die Liebe und der Saff“ reichen wir Ihnen anbei mit bestem Dank zurück, da wir zu unserem Bedauern nicht in der Lage sind, sie zur Aufführung zu erwerben. — Hochachtungsvoll... die Direktion des Böhmisch-Leipaer Stadttheaters.“

Kleines Feuilleton.

Die Opfer der wilden Tiere. Nach vielen Tausenden zählen alljährlich die Opfer der wilden Tiere auf der ganzen Erde, und trotz des Fortschritts der Kultur in allen Erdteilen ist von einer Abnahme dieser Verletzten in den letzten Jahren nicht die Rede. Eine amtliche Statistik darüber veröffentlicht nur ein einziges Land, nämlich Indien, und diese enthält wahrhaft erschreckende Zahlen: im Jahre 1911 haben die Tiger Indiens nicht weniger als 767 Menschen getötet, und wenn man die Opfer der anderen Raubtiere, der Krottiler und der Giftschlangen, hinzusetzt, so erhält man eine Summe von 26242. Die Zahl des einen Jahres ist nicht etwa außergewöhnlich hoch, denn die Statistik der Jahre 1902 bis 1911 gibt die Opfer der Raubtiere und Giftschlangen in Indien auf 243 314 an.

Ein Franzose, der die Tropenländer und ihre Raubtiere aus eigener Erfahrung kennt, sucht nun im neuesten Hefte der „Lectures pour tous“ den Nachweis zu führen, daß ähnliche Verhältnisse in fast allen Ländern bestehen, wo noch Raubtiere vorkommen. Er stützt sich dabei auf zuverlässige, zum Teil amtliche Berichte, die freilich meistens nur kleinere Gebiete umfassen. So muß man die Opfer der Löwen, der Leoparden und der wilden Büffel in Afrika alljährlich auf Zehntausende veranschlagen. In Uganda wurden in dem einzigen Jahre 1909 von Löwen 22 Europäer, 12 Hindus und 167 Eingeborene getötet, im ganzen also 201 Menschen, allein die Angaben beziehen sich nur auf die Personen, die mit dem Bahnbau zu tun hatten. Ein Beamter in Nairobi meint, in ganz Uganda töteten die Löwen alljährlich 700 Menschen. Zu diesen kommen (1909) noch unter den bekannten Opfern der wilden Tiere 15 Europäer, die durch Nashörner oder Elefanten umgebracht wurden, sowie 32 Eingeborene. Ähnliche Zahlen liegen aus Rhodesia vor; dort töteten nach amtlichen Berichten im Jahre 1907 die Raubtiere 119 Menschen. Für Portugiesisch-Ostafrika ist für das Jahr 1909 die Zahl von 200 Opfern der Raubtiere ermittelt, und für den Kongostaat gibt ein erfahrener Reisender die Zahl 600 an. China hat in seiner vieltausendjährigen Kultur in vielen Teilen des Landes die Raubtiere ausgerottet. Dennoch werden alljährlich einige tausend Menschen von Raubtieren gefressen. Das im Verhältnis zu China kleine Korea verliert jährlich 2000 Menschen durch Tiger. Auch in Sibirien, wo im Amurgebiet eine besonders große Art des Tigers vorkommt, fallen zahlreiche Menschen den Raubtieren zum Opfer. Der Franzose gibt an, in den vier Sommermonaten des Jahres 1909 wären in der Provinz Transbaikalien des Amurgouvernements 171 Menschen von Tigern getötet. Diese Zahl bezieht sich auf den fünften Teil des ganzen Verbreitungsgebietes des sibirischen Tigers. Zu dieser mit 5 zu multiplizierenden Zahl kommen für ganz Sibirien nach einem Verichte der Wald- und Wasserverwaltung Sibiriens über 5000 Opfer anderer wilder Tiere im Jahre, so 1907 52431. In Westeuropa kann man kaum von Opfern wilder Tiere reden; es werden zwar alljährlich einige Menschen von Giftschlangen getötet, und in Rußland und in Ungarn töten Vören und Wölfe eine Reihe von Menschen, doch scheint die Zahl 1200, die der Franzose als Tribut Europas an die wilden Tiere angibt, reichlich hoch gegriffen. Für die neue Welt liegen keine genauen Angaben vor, doch dürften namentlich in Südamerika alljährlich durch Giftschlangen sehr viele Menschen umkommen.

Völkerrunde.

Gesetze und Bräuche bei den Albanesen. So wenig die politischen Verhältnisse anderer europäischer Länder mit denen der Albanesen verglichen werden können, so wenig ist auch ein Vergleich der Volksgebräuche, der Gesetze und der gesamten sozialen und kulturellen Zustände Albanens mit anderen Ländern möglich. Wie es dort noch keine einzige Eisenbahn gibt und wie den Albanesen selbst die Kartoffel noch eine unbekannt Frucht ist, so sind sie auch in ihren Bräuchen und Sitten, in der Art, wie die Frauen behandelt werden, wie Gesetzesverleher bestraft werden und in vielen anderen Dingen noch in Anschauungen befangen, die uns an das frühe Mittelalter oder gar an die Urgeschichte der alten deutschen Völker erinnern. Daß bei den Albanesen noch die Blutrache besteht, ist allgemein bekannt: der, der sie ausübt, braucht sich aber nicht in die Wildnis zu flüchten, wie das auf Korsika geschieht, sondern er kann stolz und frei umherwandeln; denn er hat eben nur seine Pflicht getan. Bei manchen Stämmen wird die Blutrache sogar unter gewissen allhergebrachten feierlichen Zeremonien ausgeübt. Die Beteiligten begeben sich in das Haus des Mannes, an dem die Blutrache ausgeführt werden soll, erzwingen sich hier, wenn sie in der Ueberzahl sind, guten Schmans und Trunt und holtziehen dann das gefällte „Urteil“. Ist der „Verurteilte“ entwichen, so wird ihm das Anwesen, das allerdings immer ein sehr leichter Bau ist, angezündet.

Besonders schwer wird der Ehebruch bestraft. Wie bei den alten Deutschen eine Ehebrecherin zu Tode gepeinigt werden konnte, so hat jeder Albanese, der seine Frau, seine Schwester, Tochter oder Mutter bei einem Ehebruch ertappt, das Recht, sie ohne weiteres niederzumachen, nur muß er den Leim Ehebruch beteiligten Mann gleichfalls niederschleichen oder erstechen. Ein solcher Gatte, Bruder oder Vater bleibt auf alle Fälle straflos, und er darf auch nicht der Blutrache verfallen; dagegen gilt es als

Mord, der die Blutrache nach sich zieht, wenn der durch den Ehebruch beleidigte Mann nur die eine Person niedermacht. Die Witwe eines Albanesen darf sich nicht wieder verheiraten; eine Wiederverheiratung würde gleichfalls als Ehebruch angesehen werden und die Blutrache der Verwandten des verstorbenen Mannes heraufbeschwören. Dabei werden Witwen, die dem verstorbenen Manne keinen Sohn hinterlassen haben, einfach verstoßen; sie müssen das Haus verlassen und wieder in die Familie, aus der sie stammen, zurückkehren. Im allgemeinen können Frauen in Albanien nie etwas erben, nur soweit sie die Erklärung abgegeben haben, daß sie nie einen Mann heiraten werden, insofern sie also gewissermaßen zu Mannweibern geworden sind, gelten Ausnahmen.

Seifunde.

Ein Mittel zur Betäubung von Zahn- und Ohrenschmerzen. Eins der köstlichsten „Läuschen“ von Fritz Reuter handelt von einem Jungen, der in einer Apotheke ein Mittel gegen Kopfschmerzen verlangt und nun angewiesen wird, in eine Flasche zu riechen, worauf er vom Stuhl fällt. Hinterher stellt sich heraus, daß gar nicht er, sondern die Tochter seiner Herrschaft Kopfschmerzen hat. Es läßt sich erraten, daß dies Allerseitsmittel gegen Kopfschmerzen wohl in Salmiatigkeit bestanden hat, und die Anwendung von Niesstoffen zu solchem Zweck ist gerade im Volk noch weit verbreitet, während das Niesstäfchen von seiner Stellung in den vornehmen Kreisen viel eingebüßt hat. Dr. Adolf Schwarz hat in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ diesen alten Brauch ernstlich wieder aufgenommen, aber auf eine besonders wirksame Anwendung in bestimmten Fällen beschränkt. Das Mittel, das er empfiehlt, ist das ätherische Senföl. Niesst man in ein Fläschchen hinein, das nur wenige Gramm dieser Flüssigkeit enthält, so erfolgt eine Rötung des Gesichtes, Tränenfluß und vorübergehender Atmungsstillstand. Diese Folgen würde man nicht gerade suchen, aber sie treten doch hinter der erfreulichen Erscheinung zurück, daß auch ein fester Zahnschmerz sofort aufhört. Bei Versuchen haben die Patienten erklärt, der Schmerz sei im Augenblick wie weggewischt gewesen, und zwar meist für mehrere Stunden. Da die Ursache der Schmerzen dadurch nicht gehoben wird, kann ihre dauernde Unterdrückung natürlich nicht erwartet werden, doch ist es auch vorgekommen, daß die Schmerzen einige Wochen ausblieben, wenn sie nur durch die gewöhnlichen Vorgänge der Zahnpflege verursacht gewesen waren. Außerdem hat Dr. Schwarz den ähnlichen Einfluß des Senföls bei Ohrenschmerzen erprobt, die durch eine akute Mittelohrentzündung hervorgerufen worden waren. Die Ohrenschmerzen gelten für fast alle Menschen, die sie erlebt haben, als die furchtbarsten, die es überhaupt gibt, und von ihnen erlöst zu werden, ist schon für einige Stunden von großem Wert. Eine nachteilige Wirkung des Senföls ist bei etwa 60 Fällen niemals beobachtet worden.

Aus dem Pflanzenreich.

Wohlgeruch und Farbe der Blüten. Es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß der Duft einer Blüte etwas mit ihrer Farbe zu tun haben sollte, aber schon seit geraumer Zeit sind Untersuchungen vorgenommen worden, um zu ermitteln, wie sich die durch besonderen Geruch ausgezeichneten Blüten der Farbe nach verteilen. Die Fachzeitschrift „Parfumerie Moderne“ hat die Tatsachen zusammengefaßt, die sich aus der Betrachtung von rund 4200 Pflanzenarten ergeben haben. Die größte Zahl von ihnen, nämlich fast 1200, hatten weiße Blüten, fast 1000 rote oder gelbe. Dann folgten etwa 600 blaue, 300 violette, 150 grüne, 50 orangefarbene, und schließlich 18 mit bräunlichem Ton. Die Pflanzen gehörten insgesamt zu 27 Familien, wovon 20 aus der Klasse der Dicotyledonen, die übrigen aus den Monokotyledonen stammten. Die Zahl der starkduftenden Gewächse ergab nur 420, also genau den zehnten Teil der Gesamtzahl. Das erscheint überraschend wenig, aber man muß eben bedenken, daß die Auswahl der Pflanzen für unsere Gärten und für den Schmuck unserer Wohnungen zum wesentlichen Teil schon mit Rücksicht auf den Wohlgeruch erfolgt, so daß unsere Gewohnheit keinen gerechten Ueberblick über die Pflanzenwelt gestattet. Unter den wilden Pflanzen ist eben ein starker Geruch verhältnismäßig selten, wie jene Statistik lehrt. Von den weißblühenden Gewächsen erwies sich etwas mehr als ein Zehntel als duftend, ebenso unter denen mit grünen Blüten. Bei allen anderen Farben blieb das Verhältnis mehr oder weniger erheblich unter diesem Betrage zurück, am wenigsten noch in der Gruppe der rotblühenden Pflanzen.

Ob ein Geruch als angenehm oder unangenehm empfunden wird, hängt von dem „Geschmack“ der Nase ab und wird von den einzelnen Menschen sehr verschieden beurteilt. Es soll aber im allgemeinen zutreffen, daß sich unter den weißen Blüten nicht nur mehr riechende, sondern auch angenehmer riechende finden, als unter den Blüten anderer Farben. Nach einer Ermittlung, die freilich kein großes Vertrauen beanspruchen darf, haben von 100 weißen Blüten 15 einen angenehmen und nur eine einen unangenehmen Geruch, während das Verhältnis bei 100 Blüten anderer Farben angeblickt nur 5:1 ist.